



JIŘÍ KRATOCHVIL

*Gute Nacht,
süße Träume*

ROMAN

braumüller

Jiří Kratochvíl

Gute Nacht, süße Träume

Roman

JIŘÍ KRATOCHVIL

*Gute nacht,
süße Träume*

ROMAN

Aus dem Tschechischen
von Christa Rothmeier

braumüller

Der Verlag dankt dem Ministerium für Kultur der Tschechischen Republik für die Förderung dieser Übersetzung.

Die Originalausgabe erschien 2012 unter dem Titel *Dobrou noc, sladké sny* bei Druhé město, Brunn. Übersetzung aus dem Tschechischen von Christa Rothmeier.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

1. Auflage 2015
© 2015 by Braumüller GmbH
Servitengasse 5, A-1090 Wien
www.braumueeller.at

Coverillustration: Alexandra Schepelmann, schepelmann.at
ISBN der Printausgabe: 978-3-99200-147-7

ISBN E-Book: 978-3-99200-148-4

Für meine Frau

Inhalt

- I Begegnung am Ende des Krieges
- II Die Nullzeit
- III 30. April 1945
- IV Der Golddukat
- V Der Hochzeitsmarsch aus Lohengrin
- VI Der Minotaurus
- VII Der Sturmbannführer und Teresa
- VIII Der See Dar
- IX Gummis! Gummis! Gummis!
- X Die Vanessiade und das Wandertheater
- XI Mr. Penicillin
- XII Liebe und Tod
- XIII Swobodnaja stichija
- Anmerkungen
- Schauplätze

*„Gottes Name, groß, ein Vogel –
Der aus meinem Innern fährt.
Vor ihm – dichte Nebelwogen,
Hinter ihm – ein Käfig, leer.“*

Ossip Mandelstam

I

Begegnung am Ende des Krieges

Kuba, mit vollem Namen Jakub, war zeitig aufgestanden, um einer der Ersten in der Bahnhofshalle zu sein, weil gegen Morgen, eigentlich noch knapp vor dem Hellwerden, wenn der Tag noch nicht angebrochen, sondern sozusagen erst im Heraufdämmern war und nur der flackernde Schein von Taschenlampen, Kerzen, Karbid- und Spirituslampen die Halle beleuchtete, die günstigste Stunde für die besten Geschäfte war. Aber auch die gefährlichste Zeit.

Etwas wie eine Tauschbörse befand sich hier, ein Ort, wo etwas gegen etwas anderes den Besitzer wechselte, hauptsächlich aber was auch immer gegen Nahrungsmittel eingetauscht wurde, weil die Stadt verzweifelt, verzweifelt ausgehungert war: also ein silberner Jugendstilarmring gegen einen stattlichen Topf Griebenschmalz, eine Persianerstola gegen ein Kilo Pferdesalami, eine Leica gegen ein schönes Stück Presswurst, aber auch ein Silberbesteck gegen ein Einmachglas mit echtem Bienenhonig, eine chinesische Vase gegen ein Kilo Hausgeselchtes oder ein fast neues Rasiermesser gegen zwei kleinere Leberwürste, eine altmodische Nippesfigur gegen ein, wie man bei uns sagt, Krenfleisch und ein Fläschchen Sliwowitz oder eine echte Perlenkette gegen eine gebratene Ente mit fünf Flaschen besten Weins und da, na so was!, ein Goldzahn, den sich jemand selbst ausgerissen und sich dafür einen ganzen Laib frischen Brotes eingehandelt hat. Der Kurs war beweglich, er änderte sich von Tag zu Tag, sodass man, sollte man am Vortag um zwei Gläser eingewecktes Schweinefleisch einen Schaffellmantel erstanden haben, heute noch was dazulegen musste. Auf der einen Seite die, die das Familiensilber für so

eine Fressalie verscherbelten, auf der anderen wieder jene, die jetzt – wo die Okkupanten Reißaus genommen und nicht mehr die Kontrolle über den Schwarzmarkt hatten – die Produkte von Schwarzschlachtungen und auch die Schätze ihrer geheimen Speisekammern herbrachten, um im Tausch gegen sie Waren zu erwerben, deren Preis ein paar Monate später wieder so in die Höhe geschneit sein würde, dass ihre Leberwürste und Pferdesalamis da nie mehr würden mithalten können.

Kuba schlüpfte in die Halle, drängte sich zwischen unentschlossen Herumstehenden durch, sah sich aber, bevor er sein Tauschobjekt auspackte, vorsichtig um. Sich blind auf etwas einzulassen, hatte er nicht vor. Gestern hatte er sich mit jemandem hier verabredet, nach dem er jetzt Ausschau hielt. Er hatte sich unter den Schleikhändlern einen Kerl ausbaldowert, bei dem er sich relativ sicher war, von ihm nicht hineingelegt zu werden. Zu der Zeit war auf nichts und niemanden Verlass, aber Kuba besaß unbestritten kaufmännisches Talent. Damit hatte er ja auch einst in der Textilfirma seines Vaters reüssiert. Es ist überhaupt keine Übertreibung von mir, wenn ich jetzt gleich behaupten werde, er habe immer schon von Weitem und bereits an den Schritten eines Geschäftspartners erkannt, ob er ihm ein gutes Geschäft oder nur Pech bringen würde. Und für Falschheit, wie immer geartet sie war, hatte er einen verlässlichen Detektor in allen fünf Sinnen. Ebenfalls auf den ersten Blick erkannte er qualitätsvolle Ware jeder Art, und aus jedem Geschäftstreffen verstand er es, immer den größten Profit herauszuschlagen. Obwohl es hier in der Bahnhofshalle ganz anders zuging als bei einer Vertretung der väterlichen Firma, konnte er sich selbst hier schnell orientieren und wusste augenblicklich, mit wem er zu verhandeln und wem er umgekehrt den Rücken zuzuwenden hatte. Gleichzeitig wusste er, wem er nie den Rücken zeigen durfte.

Die Bahnhofshalle war voller geschäftiger Grüppchen, die sich ständig bewegten, sich zusammentaten, um sich aber prompt wieder aufzulösen, manche allerdings schlossen sich enger zusammen, um einen Außenstehenden nicht sehen zu lassen, worüber sie die Köpfe zusammensteckten. Als dann der nachtgraue Morgen allmählich in den Tag überging, wurde die Halle von oben durch die schmutzigen und teilweise zerbrochenen Fenster vom noch schwachen Licht der Dämmerung

beleuchtet, doch die unten am Boden mussten sich weiterhin mit Taschenlampen behelfen, deren Schein von Zeit zu Zeit auch über die hohe Decke geisterte. Die Halle im Bahnhof (auch sie von Bomben beschädigt) war in diesen ersten Nachkriegsstunden der makaberste Marktplatz, den man sich vorstellen kann.

Inzwischen hatte Kuba seinen Geschäftspartner bereits entdeckt und fingerte auch schon aus der Brusttasche seines Mantels ein Schweizer Taschenchronometer mit einem dreifachen Gehäuse aus Gold heraus. Noch versteckte er es zwischen den Händen, damit das goldene Gefunkel im Licht der Taschenlampen nicht sinnlos provozierte. Dann aber passierte etwas Ungewöhnliches. Jemand richtete zwischen Kuba und seinem Geschäftspartner einen Mast auf. Es war eine lange Stange mit einer eingerollten Leinwand daran, und dieser Jemand schaffte sich sogleich Platz, um die Leinwand entrollen zu können. Die Herumstehenden traten anfangs nur unwillig, dann jedoch neugierig geworden auseinander und bildeten, die Köpfe in Richtung des Mannes drehend, langsam einen größeren Halbkreis, denn obgleich hier mit allem Möglichen geschachert wurde, eine so große Leinwand, ein so großes Bild tauchte hier nicht so oft auf. Und siehe da, schon war das Bild entrollt, und das kunstliebende Publikum – kunstliebend waren hier fraglos alle, verbargen doch alle unter der harten Schale ihrer Spekulantenseele hungrige Zärtlichkeit – war jetzt nicht nur auseinandergetreten, sondern hatte sich, inzwischen bereits im Kreis aufgestellt, auch gleich an den Händen gefasst, um dadurch zu verhindern, dass aus dem Gedränge des Bahnhofsmarkts jemand mitten in die Leinwand krachte. Inzwischen nämlich hielten der Besitzer und der Käufer des Bildes, beide sichtlich gerührt vom unerwarteten Interesse, die große entrollte Leinwand hoch und drehten sich mit ihr im Kreis, damit sich alle an ihrem Anblick weiden könnten. Sofort blitzten einige Taschenlampen auf und schweiften über die Gesichter eines Gruppenporträts, wie sie ein vorläufig unbekannter Meister auf der großflächigen Leinwand verteilt hatte. In Wirklichkeit allerdings hatten alle entweder eine paradiesische Szene, eine von einem smaragdgrünen Wäldchen im Hintergrund leicht beschattete blühende Wiese, oder, wenn schon nicht das, wenigstens einen riesigen, durch die offenen Türflügel

einzusehenden Tanzsaal in der Ballsaison erwartet, einfach etwas, das die Herzen der Menschen in so unabsehbare Höhen emporheben würde, dass die ganze Bahnhofshalle wie im Chor in ein entzücktes Aaaaaaaaah! ausbrechen würde. Könnten wir es ihnen da vielleicht übel nehmen, dass der Anblick eines bloßen Gruppenporträts mit mäßig attraktiven bärtigen Kerlen sie, wenn sie ihrer Enttäuschung schon nicht lauthals Luft machten, so wohlgezogen waren diese Schieber und Händler ja doch, dazu veranlasste, ihren Kreis wieder still aufzulösen?

Neugierig ruhte mein Blick nicht nur auf diesem Bild, sondern auch auf den beiden, die es immer noch, es an zwei Seiten haltend, herzeigten. Ich musste mir eingestehen, dass etwas an dieser Szene mich in den Bann zog. So sehr, dass ich auf einen der beiden zuging, das heißt auf jenen, den ich treffsicher als den Käufer des Bildes identifiziert hatte, und ihm bedeutete, er könne, weil ich das Bild für ihn halten würde, ein Stück zurücktreten. Er nickte und wich zurück, um es endlich ebenfalls betrachten zu können.

Mir fiel auf, dass er, wie er dort dastand und schaute, buchstäblich verzaubert und hingerissen war, ich sah, wie seine Lippen sich leise bewegten, woraufhin er noch weiter zurückwich, dann aber wieder näher heranging, so nahe wie möglich, und, wie ich jetzt sah, in Versuchung zu sein schien, etwas auf dem Gemälde mit dem Finger zu berühren, doch besann er sich, zog den Finger rasch wieder weg und wich abermals zurück. Tja, er stand immer noch so da und schaute, aber da stellte sich noch jemand anders neben ihn hin, und dieser andere schaute nicht das Bild, sondern mich an und schüttelte dabei einen Sack voller Proviant. Ja, mein Geschäftspartner, von dem die Leinwand mich eine Zeit lang getrennt hatte.

Ich warf einen Blick in den Sack, während Kostja, so hatte der Käufer des Bildes sich mir nämlich vorgestellt, die Leinwand einrollte und mit dem Verkäufer den Handel perfekt machte. Womit er bezahlte, blieb mir verborgen, weil ich gerade den Sack durchwühlte, der eine bunte Mischung von allem Möglichen, angefangen bei Brotlaiben über Winteräpfel, Kartoffeln, Zwiebeln, Karotten bis hin zu Schmalzwürfeln und sogar portioniertem Fleisch, enthielt, alles sorgfältig eingewickelt in irgendwelchen deutschen Kundmachungen.

Na, ich weiß nicht, ich weiß nicht, sagte ich zu meinem Geschäftemacher und brachte die Schweizer Taschenuhr vorerst noch vor seinen gierigen Händen in Sicherheit. Dabei war mir selbstverständlich klar, dass ich keine andere Wahl hatte: Ich musste geben und ich musste nehmen. Also gab ich wohl oder übel das goldene Familienstück preis und musste gleich darauf mit ansehen, wie seine raublustigen Finger in das goldene Gehäuse eindrangen und mit den schwarz geränderten Nägeln das Zifferblatt mit den römischen Zahlen beschnüffelten. Ich wandte mich ab, um mir den Anblick zu ersparen, und schulterte den schweren Sack, während Kostja, mein neuer Freund, die lange Stange mit dem eingerollten Bild auf seine Schulter stützte.

Wir traten in den düsteren Morgen vor der Bahnhofshalle hinaus und Kostja scherzte: Wie wär's, wenn wir uns ein Taxi nehmen?

Was werden Sie, mein Freund, mit dem Bild machen?, interessierte ich mich. Werden Sie eine festliche Vernissage veranstalten?

Unbedingt! Mit Champagner und Kaviar! Und jede Menge schöner Damen werden dort sein, und gleich beim Eingang werden echte kubanische Zigarren an die Gäste verteilt werden. Aber wissen Sie was?, schlug er gleich darauf vor. Ich würde Sie sehr gerne wiedersehen. Darf ich Sie zum Tee einladen? Aber erst irgendwann gegen Abend, weil ich tagsüber geschäftlich unterwegs bin. Kennen Sie sich in Židenice aus?

Ich bin gebürtiger Brünner.

Na denn, Karásekplatz, Karáskovo náměstí. Gleich hinter der Kirche steht dort ein großes Haus mit einem blauen Metalltor. Sie können es nicht übersehen. Der Name der Gasse ist In den Zwickeln, es sind immer noch die deutschen Schilder angebracht. Es wird mich sehr freuen.

Ich setzte den Sack ab und reichte ihm die Hand: Jakub Pikula.

Er lächelte: Ist das ein gelungener Zufall. Mein Name ist Konstantin Maximowitsch Pakkala.

Russe?

Nicht ganz. Ich wurde in Finnland geboren, von einer finnischen Mutter. Und zum ehrenden Andenken an sie trage ich ihren finnischen Familiennamen. Aber ich kann kein Wort Finnisch. Gleich nach der Geburt,

Mutter starb bei der Entbindung, brachte mich mein Vormund auf dem italienischen Schiff *Miramare* nach Triest und von dort weiter in die Tschechoslowakei. Mein Vormund, das heißt mein Stiefvater Boris Nikolajewitsch Laguschin, ist Russe, hat hier aber eine Tschechin geheiratet. Aber mir geht jetzt die Zunge durch, oder? Besuchen Sie mich, und dann unterhalten wir uns. Die Welt ist maßlos kompliziert, Herr Pikula, und das Leben noch komplizierter.

Das ist mir nicht unbekannt, Herr Pokala.

Pakkala, korrigierte er mich.

Klar, Herr Pakkala. Ich werde sicher kommen.

Er nickte. Und dann gingen wir bereits auf den leeren Straßenbahngleisen auseinander.

Sie trennten sich, jeder entfernte sich auf den Geleisen in seine Richtung. Seit ein paar Tagen fuhren keine Straßenbahnen mehr. Gleich gegenüber dem Bahnhof hatte eine Bombe aus einem Haus etwas wie eine hübsche Pyramide herausgeschnitten, bestehend aus einem Sockel und vier sich an der Spitze treffenden Dreiecken: ein wenig, als hätte man aus einer riesigen Torte mit einer Servierschaufel geschickt ein Portiönchen für die Kleine von nebenan herausgeschnitten. Aber ganz leer waren die Geleise nicht. Auch auf der Fahrbahn lagen noch nicht weggeräumter Schutt, Glas, Ziegel, irgendeine verkohlte Tür und auch eine wie zwischen einem stählernen Kiefer zermalnte Traverse. Die Bombardierungen jedoch, schien es, waren für immer vorbei. Richtete man den Blick nach oben, hingen dort keine Bomben mehr wie Gänseblümchen über Brunn.

Ich hoffe, es stört euch nicht, wenn ich, bevor die Geschichte richtig in Gang kommt, die Zeit nütze, um euch mit Jakub Pikula bekannt zu machen. Er entstammt einer alten Familie von Textilfabrikanten, aber nicht jüdischer Herkunft, sodass sie nicht in einen Transport mussten, nur die Fabrik in Zábřovce büßten sie ein, deren Räumlichkeiten wie geschaffen gewesen waren für eine ausgelagerte Produktionsstätte des Brünner Rüstungswerks Zbrojovka: zur Fließbänderzeugung von Messerschmitt-Propellern. Kein Wunder also, dass ein amerikanischer Luftangriff im August 1944 die

Fabrik ins Visier nahm. Und damals trafen die Amis ausnahmsweise. Als hätte das nicht schon gereicht, warfen die Russen im April 1945, weiß der Teufel warum, eine Bombe in den Garten der Pikula-Villa in Pisárky. Gott sei Dank war der Garten groß genug, sodass in diesem Krater lediglich zwei jahrhundertealte Hainbuchen das Zeitliche segneten und die Explosion die Fenster mit Gartenblick zersplittern ließ.

Jetzt logierte hier der ganze Pikula-Clan beziehungsweise was von der Familie übrig war. Kubas Eltern, Oto und Valérie Pikula, waren schon sehr betagt, alt wie kalifornische Sequoien, kann man sagen (wenn ihr das übertrieben findet, reduziert es ein wenig). Auch drei Tanten lebten hier, die bereits seit Langem verwitwet waren und ihre vier Kinder in die Welt hinaus entlassen hatten, wohin wir ihnen aber, ich verspreche es euch, nicht folgen werden. Dann noch zwei Onkel, von denen jedoch nur einer, nämlich Rudolf Pikula, auch was mit Textilien am Hut hatte. Er war einer der Betreiber und Miteigentümer der berühmten Feintuchfabrik gewesen, die aber, weil sie sich bekanntlich mehrheitlich im Besitz von Philipp Gomperz, einem jüdischen Geschäftsmann adeliger Abstammung, befunden hatte, gleich am Beginn der Okkupation unter deutsche Verwaltung gekommen war, und Gomperz und seine Schwester waren rechtzeitig in die Schweiz geflüchtet. Genauer gesagt, nach Montreux, solltet ihr auf Details fixiert sein. Rudolfs Söhne hingegen waren in ein anderes Fach gewechselt, sie heirateten in Prager Bankiersfamilien ein, wohin wir ihnen – auch das verspreche ich – ebenfalls nicht folgen werden. Umso größere Aufmerksamkeit hingegen werden wir Jakubs zweitem Onkel, René, widmen, der bei den Pikulas allerdings Romadur genannt wurde, weil er aus der Sicht dieser Textilindustriellen nur ein anrühiger Zirkusmann war. Wir finden aber schon Geschmack an ihm, und daher schenken wir ihm gleich einen ganzen Absatz zu:

Onkel Romadurs Zirkus Excelsior war noch während des Krieges problemlos durch das Protektorat Böhmen und Mähren getingelt, und das vor allem dank dreier Wehrmachtsoffiziere, die die Dressur von Onkels vier Tigern zu schätzen wussten und dem Zirkus als lebenswürdige Beschützer und Mäzene zur Seite standen. Denn Onkel René war ein wirklich hervorragender Dompteur: Seine vier Tiger sprangen elegant durch

brennende Ringe, beherrschten darüber hinaus aber auch eine Ballettszene aus *Schwanensee*, die sie, sich ganz in anmutige Schwäne verwandelnd, mit großer Noblesse auf den Krallenspitzen tanzten, und im Maul hatte jeder auch noch eine weiße Lilie. Einfach zum Totlachen! Eines Tages jedoch, irgendwann im Oktober 1941, zogen die drei deutschen Offiziere, die beim Tigerballett immer vor Wonne geschnaubt hatten, in voller Rüstung ab und kamen in den Genuss einer vom berühmten Moskauer Ballett höchstselbst dargebotenen *Schwanensee*-Aufführung, eine „Vorstellung“, von der sie nicht mehr lebend zurückkamen. Mit den im Protektorat vergebenen Lebensmittelmarken war der Zirkus dann nicht über Wasser zu halten, die Tiger kreppten vor Hunger, und die entzückenden Hochseilartistinnen liefen in die Kanonenfabriken über, wo für die tschechische Arbeiterschaft mustergültig gesorgt war. Onkel blieben nur drei Pferdchen, ein Bär, zwei dressierte Schafe, eine Liliputanerfamilie und dazu ein Clown und seine Tochter Vanessa, die gleichfalls Artistin, nämlich Seiltänzerin, war. Am Ende des Krieges, als unablässig der an- und abschwellige Ton der Warningsirenen ertönte, hatte Onkel den Betrieb schon eingestellt und mit Ausnahme von Bär und Tochter den Zirkus im Winterquartier unweit von Pisárky, das heißt in Jundrov, untergebracht. Im April 1945 jedoch spürte eine sehr dickbäuchige russische Bombe auch das Winterquartier auf, und die riesige Scheune löste sich buchstäblich in Luft auf. Vanessa, die jeden dritten Tag ein Wägelchen mit Proviant nach Jundrov karre, erschien dort tags darauf, und als sie dieses scharf abgegrenzte Nichts erblickte, das von ihren Lieblingen, den Pferdchen, den dressierten Schafen, dem Clown und der Liliputanerfamilie übrig war, entschloss, nein, schwor sie sich feierlich, nie mehr etwas sehen zu wollen. Sodass sie zur blinden Seiltänzerin wurde. Eigentlich der ersten in ihrem Fach.

Zwanzig Minuten von unserer Villa entfernt befand sich das Tramdepot Pisárky, die Straßenbahnremise. Es war ein später Frühlingsnachmittag, als ich das kleine Jugendstiltor abschloss und zu Pisárkys Hauptstraße Hlinky, derzeit allerdings noch Lehmstätte, hinunterging, um mich dort zu vergewissern, ob nicht vielleicht ein Wunder geschehen und die Straßenbahnen zum Leben erwacht seien. Um es gleich zu sagen: Mich

erwartete dort ein Bild der Vernichtung. Eine Bombe hatte die Remise in Brand gesetzt, so wie mit Verlaub Rudolfs Zigarre im offenen Kamin immer das Seidenpapier und die Holzspäne auflodern ließ (und ihr hätten den Onkel sehen sollen, wie er in diesen fernen glückseligen Zeiten auf dem Terrazzoboden kniete und, was für ein Kerl, die brennende Zigarre zwischen den Zähnen mit seinem ganzen ehrwürdigen Haupt in den Kamin hineinfuhr), und bei dem Brand war dann eine ganze Reihe von Straßenbahnen draufgegangen, und die, die überlebt hatten, standen jetzt weit weg auf einer Abstellfläche, wohin sie, stelle ich mir vor, die – wie wutschnaubende Stiere gegen sie gestemmt – Straßenbahner in Sicherheit geschoben hatten. Jetzt standen sie ohne Saft und ohne Ausblick in die Zukunft da. Brünn war noch ohne Strom, mit Nächten schwarz wie das Gewissen der Kollaborateure und mit Morgen, die ebenso unwillig erwachten wie besagter Onkel Rudolf, der, da ihn nun keine köstliche Zigarre mehr erwartete, wahrlich nicht wusste, warum er überhaupt aufstehen sollte.

Bei mir fiel jetzt der Groschen: Ich würde zu Fuß nach Židenice gehen müssen. Alles, womit sich noch halbwegs fahren ließ, hatten schon die Okkupanten während der Flucht gestohlen. Also stiefelte ich zuerst längs der Straßenbahnlinie durch eine lange Kastanienallee, die aber allem zum Trotz munter zu grünen anfang, und vom Mendlák (derzeit noch Mendelplatz) dann durchs Stadtzentrum und durch Zábřovice, an den Ruinen unserer Fabrik vorbei, bis nach Židenice.

Meine stolze Stadt hatte am Schluss des Krieges gleichsam einen Spießrutenlauf durchgemacht, bei dem sie noch zahllose Schläge und Fußtritte davontrug, sodass wir froh sein konnten, dass sie nicht ganz in Schutt und Asche lag. Die Fassade jedes dritten Hauses schwer beschädigt oder wenigstens von Kugelnarben verunstaltet und jedes fünfte Haus vielleicht komplett zerstört, Geschäfte und kleine Läden mit Brettern vernagelt und auf verschiedenste Art und Weise, aber immer nur miserabel gegen Einbrüche gesichert, und sogar einem ausgebrannten Panzer begegnete ich, der mit seinem schwarzen Rachen den Eingang einer öffentlichen Bedürfnisanstalt bewachte.

Zábrdovice mit der Zbrojovka, aber auch Židenice mit der deutschen Garnison (und nicht nur in der ehemaligen Svatopluk-Kaserne, wo sich lange vor der Okkupation der lachhafte Versuch eines faschistischen Putsches abgespielt hatte) hatten ebenfalls ordentlich eins auf den Deckel bekommen. Sogar die Hussitenkirche am Karáskovo náměstí war teilweise eingestürzt. Das große Haus mit dem blauen Tor und der hohen Einfriedung im Gässchen In den Zwickeln jedoch war, man staune!, unversehrt geblieben. Aber ich fand nirgends eine Klingel, auch kein Namensschild. Der späte Frühlingsnachmittag hatte es im Lauf meiner Wanderung auf der langen Strecke von Pisárky bis nach Židenice geschafft, fast zu einem Frühlingsabend zu werden, somit genau die Zeit, die ich mit Kostja zum Teetrinken verabredet hatte. Ich war mir jetzt allerdings überhaupt nicht sicher, ob ich am richtigen Ort war. Trotzdem klopfte ich ans Tor. Und versuchte es nach einer Weile noch einmal. Ich hatte dem blauen Tor bereits den Rücken zugewandt, als es knarrte und Kostja Pakkala mich angrinste und seine slawischen (und auch finnischen) Arme öffnete.

Es war ein einstöckiges Haus, aber lang gestreckt wie ein Kometenschweif, und erst jetzt sah ich, was ich über die hohe Einzäunung hinweg nicht hatte wahrnehmen können: Auf dem Satteldach ruhte eine riesige Plache mit einem großen roten Kreuz, das die angriffsgeilen Bomberverbände vertreiben sollte.

Ein Krankenhaus?

Er schüttelte den Kopf. Ein Privatlazarett. Das Doktor-Laguschin-Lazarett oder wenn Sie wollen Doktor-Laguschin-Sanatorium. Und das hier ist der Treppenaufgang, der in die Privaträume führt, auf diesem Weg weichen wir dem Spitalstrakt aus.

Wir stiegen einen dunklen, spiralförmigen kleinen Tunnel in den ersten Stock hoch und dort durchquerten wir dann eine verglaste Loggia, von der aus sogar über die hohe Einfriedung hinweg ein stattliches Stück von Židenice zu sehen war, samt den feurigen Knutschflecken der verliebten Bomber. Als wir dann in Kostjas Zimmer traten, betätigte er neben der Tür den Lichtschalter, aber es ertönte nur ein leises Klapp. Wie nicht anders von mir erwartet, ging das Licht nicht an.

Und hätte es angehen sollen?

Wir sind nicht auf das städtische E-Werk angewiesen. Tief unten im Keller haben wir einen schallisolierten Generator, ohne den es unmöglich wäre, in den Operationssälen zu arbeiten. Ich hab nur probiert, ob er vielleicht nicht gerade läuft. Im Prinzip sparen wir ihn aber für den Lazarettbetrieb auf.

Er strich ein Streichholz an und zündete eine Petroleumlampe an. Und so erblickte ich abermals das große Bild. Es nahm hier die ganze Wand ein.

Es ist ein Gemälde von Meister Repin, sagte er und stellte die Lampe auf einen Stuhl vor dem Bild. Die Beleuchtung von unten verlieh ihm jetzt ein beklemmendes Aussehen.

Meines Wissens ein absolut unbekannter Repin. Alle kennen seine *Wolgateidler* und seine Historienbilder und die berühmten Porträts, dieses hier fehlt jedoch sogar in der dicken Repin-Monografie, zeigte er auf ein Buch auf dem Tisch. Es ist aber erklärbar. Die Monografie ist in den Dreißigerjahren in Moskau erschienen, und das Bild wurde 1918 in Finnland gemalt. Kostja legte einen Finger auf Signatur und Datierung und auch auf die Aufschrift *Suomi*, was angeblich auf Finnisch Finnland heißt. Im Jahre 1918 herrschten zwischen Finnland und dem revolutionären Russland nicht sonderlich ideale Beziehungen, und noch schlimmer, es hielten sich dort auch russische Emigranten auf. Auf diesem Porträt etwa sieht man den Schriftsteller Gorki in Gesellschaft von Emigranten. Repin selbst war übrigens nach der bolschewistischen Revolution nicht nach Russland zurückgekehrt, er hatte sich in Finnland niedergelassen und war dort später gestorben. Sodass die Zensur dieses Bild, bildlich gesprochen, unter Lenins Schirmmütze verschwinden ließ. Aber ich habe Sie zum Tee eingeladen.

Kostja zündete einen Spirituswürfel unter dem Samowar an, der dem Recken Ilja Muromez (natürlich in Kleinformat) ähnelte, der die Hände in die Hüften gestemmt breitbeinig dastand. Dann schepperte er mit einer runden Blechdose, schob mir ein Tellerchen zu und schüttete aus der Dose kleine Lebkuchen drauf.

Und sehen Sie, links am Rand, der Kerl mit Chaplin-Melone, Schnurrbart und eher kleinerem Kinnbart und mit über die Schulter geworfenem schwarzem Mantel, das ist Repin selbst. Vielleicht hat er ja

nach dem System Selbstauslöser gearbeitet, sprich, zuerst die Gruppe, die sechs Stehenden, gemalt, dann von der Staffelei gleichsam einen Sprung weggemacht und sich als siebter rasch an die Porträtierten gedrückt – woraufhin dann der malerische Selbstauslöser klickte. Aber Spaß beiseite, eher der Wahrheit entspricht, dass er das Bild nach einem Gruppenfoto des unvergesslichen Petersburger Fotografen Karl Karlowitsch Bulla gemalt hat. Wer würde nicht seine *Straßenbahnen auf der gefrorenen Newa* betitelte, zauberhafte, legendäre Fotografie kennen oder das Porträt von Lew Tolstoi oder Leonid Andrejew mit Ehefrau? Übrigens befindet sich der Schriftsteller Leonid Andrejew ebenfalls auf diesem Bild. Hier gleich neben Gorki. Worauf ich hinauswill, die Atmosphäre und die typische Komposition dieses Gruppenporträts mit dem smaragdgrünen Wäldchen im Hintergrund sind ein Indiz dafür, dass es nach einer Fotografie von Bulla gemalt wurde. Mein Stiefvater war mit Repin wie auch mit Bulla persönlich bekannt.

Dann schlürften wir eine Weile einfach nur den Tee auf altmodische russische Art, mit einem auf die Zunge gelegten Zuckerwürfel.

Um aber meine Erzählung zu beenden, ergriff Kostja wieder das Wort. Ich gehe fast jeden Morgen in die Bahnhofshalle, und als ich dort zufällig auf jemanden stieß, der mir anbot, mir einen Repin zu bringen, hat es mir fast den Atem verschlagen. Das war nichts gegen das, was mich heute Morgen erwartet hat. Sie haben ja gesehen, wie ich reagierte. Dieses Bild hat unermesslichen Wert für mich, und nicht nur weil es ein bisher unbekanntes Original von Repin ist, sondern weil mich auch etwas Intimes mit ihm verbindet.

Und woher nehmen Sie die Gewissheit, dass es ein Original ist?

Wie wär's, wenn Sie mich ausreden ließen?, ersuchte mich Kostja. Aber gut. Eigentlich haben Sie recht. Woher nehme ich die Gewissheit, dass es ein Original ist? Ich habe Ihnen schon gesagt, dass mein Stiefvater mit Repin persönlich bekannt war. Und das bitte bereits vor Repins Emigration nach Finnland. Er hatte nämlich zu den lieben Besuchern auf dem Gut des Vaters meines Stiefvaters, *pomjeschtschik* Laguschins, gehört. Repin hat das Laguschin-Gut ja auch grandios auf einem Bild mit flammender Himmelsröte im Hintergrund verewigt. Mir hat die Freundschaft meines

Stiefvaters mit dem Maler eine ganze Reihe langweiliger Abende beschert, an denen ich mir seine begeisterten Tiraden über Repins Können anhören musste. Daher weiß ich praktisch alles von diesem Maler: Ich kenne das Geheimnis der Bewegungen seines Pinsels. Und außerdem: Ein Repin-Fälscher hätte sich ganz bestimmt nicht mit einem so riesigen und noch dazu den bekannten Repin-Sujets so fernen Gemälde abgemüht. So ist das. Doch genug von Repin.

Aber Sie wollten noch was erzählen, etwas, das Sie mit dem Bild, wie nannten Sie es, intim verbindet.

Habe ich das wirklich so gesagt? Aha. Ich komme gleich dazu, vorher aber noch etwas Aktuelleres. Bei diesen Worten wedelte Kostja mit der Hand und stieß dabei die Lebkuchendose vom Tisch, die laut über den Fußboden kollerte. Prompt ließ ich mich auf alle viere nieder, um sie aufzuheben, und Kostja würdigte zwar Flinkheit und Lauterkeit meiner prompten Reaktion, wies mich zugleich aber darauf hin, von solchen Lebkuchendosen habe er hier ganze Pyramiden, weswegen ich mich um die eine in der Dunkelheit unter dem Tisch nicht kümmern solle. Und er packte mich am Arm und zog mich hinauf.

Jakub, setzen Sie sich wieder brav hin, seien Sie so nett, ich möchte Sie jetzt wissen lassen, warum ich Sie eigentlich zu mir eingeladen habe. Und Konstantin Maximowitsch Pakkala ging einmal im kleinen Zimmer herum, setzte sich dann ebenfalls, rutschte auf dem Stuhl hin und her, beugte sich vor und legte los.

Ja, ja, warum eigentlich hatte Kostja Jakub zu sich eingeladen? Eine gewisse Rolle hatte dabei sicher gespielt, dass er ihm gleich vom ersten Moment an vertraute. Kuba war eben so, dass er freundschaftliche Gefühle erweckte: Die Menschen öffneten ihm ihre Herzen, und als er Handelsvertreter gewesen war, hatten ihm auch alle sofort Konten und Brieftaschen geöffnet. Was Kuba aber, wie ich mich zu betonen beeile, nie oder fast nie ausgenutzt hat. Kostja wiederum, halb Finne, halb Russe, vereinte nur die besten Eigenschaften beider Völker in sich, was, glauben Sie mir, nur sehr selten und vielleicht nie vorkommt. Das wäre sicher eine Debatte wert. Nur wird dies nicht der Inhalt unserer Geschichte sein. Sie

wird von einer wichtigen Wanderung handeln, auf die Kostja sich morgen begeben wird. Und auch davon, dass er Kuba gerne dabeigehabt hätte.

Je mehr sich anschließen, desto größer ist die Chance, dass wir Glück haben und der Suche Erfolg beschieden ist. Da, schauen Sie nur, und Kostja zog eine Schublade heraus und entnahm ihr zwei Päckchen amerikanischer Zigaretten: ein volles, das andere offen und schlapp, mit nur drei Zigaretten darin. Wenn Sie wollen, zünden Sie sich eine an. Er schnippte gegen das schlappe Päckchen, und zornig schoss eine Zigarette heraus wie eine Hausmeisterin aus ihrem Stübchen.

Aber da würde ich doch ..., wandte Kuba ein, das ist doch wahnsinnig wertvolle Ware. Für eine einzige amerikanische Zigarette kauft man sich heute die Frau des Nachbarn und für zwei einen Auftragsmörder.

So ist jetzt der Kurs? Tja, wissen Sie, Jakub, ich sehe darin weniger eine Ware als vielmehr den Beweis, dass die Amis schon in Brünn sind. Und er steckte ihm das schlappe Päckchen mit den drei Zigaretten in die Tasche.

Also nichts für ungut, Kostja, aber die Amis hier? Sie spinnen. Wer weiß, wo diese Zigaretten hergekommen sind!

Doch Kostja schüttelte den Kopf, griff noch tiefer in die Lade, zog eine Konserve heraus und hielt sie ins Licht der Petroleumlampe, damit Kuba die Buchstaben UNRRA lesen konnte, die Abkürzung für United Nations Relief and Rehabilitation Administration, eine Organisation, dank derer wie aus einem Füllhorn Nahrungsmittel über das zerbombte Europa ausgeschüttet wurden.

Ein Viertelkilo echter Kaffee, mein Guter!

Mein Gott, schauderte Kuba, echter Bohnenkaffee! Dafür gäbe es gleich drei Auftragsmörder oder acht Nachbarsfrauen!

Erlauben Sie, Jakub, Heinrich VIII. hat keine acht Frauen gehabt, umso weniger einer Ihrer Nachbarn.

Damit legte Kostja die Konserve in die Lade zurück, ging zu einem kleinen, runden Fenster in der Mauer und blieb dort eine Weile mit dem Rücken zu Kuba stehen, vielleicht um ihm zu erlauben, wieder Luft zu bekommen.

Jetzt aber in medias res, mein Freund. Selbstverständlich glaube ich nicht, irgendeine Vorhut der amerikanischen Armee sei bereits in Brünn. Die wird es hier nämlich, das weiß ich gut, nie geben. Hingegen würde ich darauf wetten, dass hier irgendwo ein kleiner amerikanischer Beamter sitzt und UNRRA-Bezugsscheine stempelt. Die amerikanischen Zigaretten und den Kaffee hat mir wohl ein ehemaliger Patient gebracht. Leider war ich nicht dabei, und als ich dann alle einstigen Patienten aufsuchte, von denen ich Aufzeichnungen hatte, habe ich nichts herausgefunden. Ich möchte Sie, Jakub, bitten, hören Sie: bitten, mir zu helfen, diesen amerikanischen Beamten zu finden. Sie sind ein waschechter Brünner, im Gegensatz zu mir, der ich ja doch nur ein Zugereister bin, wenn wir dieses Stadtl-Labyrinth allerdings gemeinsam durchkämmen, werden wir diesen UNRRA-Typ finden. Mein Stiefvater hat behauptet, die Amis würden Wunder wirkende Medikamente besitzen. Und genau dahinterher bin ich. Werden Nahrungsmittel heute mit Gold bezahlt, dann solche Wunderarzneien mit nichts anderem als mit Meisterwerken. Während Sie, lieber Jakub, in die Bahnhofshalle gehen, um wertvolle Gegenstände gegen Nahrungsmittel zu tauschen, biete ich Nahrungsmittel gegen meisterliche Kunst an. Und wenn Sie eines Tages meine volle Gunst gewonnen haben, wenn ich Ihnen mein Herz öffnen werde wie ein Scheunentor, dann werden Sie eine Menge von mir erfahren, und auch noch mehr dazu, wie mein Stiefvater hier im Sanatorium das Leben der Tochter eines hiesigen SS-Mannes gerettet hat. Und überhaupt freundschaftlich über die Gesundheit von dessen Kindern wachte. Aus Dankbarkeit hat dieser SS-Mann nämlich den Betrieb des Sanatoriums finanziell abgesichert, und als er jetzt am Ende des Krieges die Uniform auszog und beschloss, vor der Roten Armee zu fliehen, hat er dem Sanatorium seinen gesamten hiesigen Besitz gespendet, was vor allem riesige Proviantvorräte sind, alles, was dieser Nazi-Bonvivant sich zusammengestohlen und zusammengehamstert hat, eine Goldgrube an Esswaren. Er hat das Ganze in einem Armee-Lkw hergeschafft und unseren Lazarettkeller damit vollgeschüttet. Sodass es uns vorläufig, ich betone vorläufig, nicht an Lebensmitteln mangelt. Das Einzige, was uns hier dramatisch abgeht, sind Medikamente. Ja und natürlich Personal, Ärzte und Schwestern, Sanis und Feldscher. Seit dem Tod meines Stiefvaters

kümmern sich nur mehr ein einziger Arzt und zwei Krankenschwestern um Kranke und Verwundete. Und wöchentlich sterben uns hier fünf, sechs Patienten. Und sechs, sieben weitere nehmen wir auf. Der große Garten hier unter dem Fenster ist schon mit lauter gusseisernen Kreuzchen bepflanzt.

Sie wollen sagen, Kostja, die Amerikaner haben wirklich Wunderarzneien?

Ja haben Sie denn noch nie vom Mr. Penicillin gehört?

Kostja öffnete die Schublade, kramte eine Zeit lang darin herum, holte dann eine Fotografie in einem Zierrahmen heraus und schob sie Kuba zu. Ein älterer Herr mit silbernem Haar, getupftem Schlips und randloser Brille war darauf zu sehen. Eine stattliche Erscheinung aus jenem märchenhaften Königreich jenseits des Ärmelkanals.

Das ist Sir Alexander Fleming, Mikrobiologe. Er hat als Erster entdeckt, dass Bakterien und Schimmel Todfeinde sind. Es ist ihm gelungen, aus dem Schimmel Penicillin zu extrahieren. Mein Stiefvater war wild danach, in den Besitz von Penicillin zu kommen, das die nicht so verlässlichen Sulfonamid-Medikamente ersetzen würde. Rangelommen ist er aber nur an dieses Foto von Mr. Penicillin. Meines Wissens sind es die Amerikaner, die des Penicillins wegen inzwischen Weltruhm erlangt haben. Bloß bin ich nicht so ein Narr, mir einzubilden, ausgerechnet ich würde es bevorzugt kriegen. Und deswegen sammle ich Kunstwerke. Die Nazis, die sie in europäischen Museen zusammengestohlen haben, haben sie bei ihrer überstürzten Flucht nicht mitnehmen können. Ich behaupte, dass solche zusammengestohlenen Bilder hier im Umlauf sind, und ich habe auch schon etliche ergattert und biete sie den Amis gegen Wunderarzneien an. Und das ist der richtige Weg.

Na, ich weiß nicht, zweifelte Kuba.

Und sollten Sie mich morgen begleiten, um diesen famosen Ami mit dem weltberühmten Penicillin, das heißt unseren hiesigen, den Brünner Mr. Penicillin zu suchen, führe ich Sie anschließend am Abend in unseren Keller hier, wo Sie ein schönes Stück Speck und Kartoffeln, so viel ihr Herz begehrt, ausfassen werden. Und auch Wasser. Sie können sich ein paar Kanister davon mitnehmen. Ich borge Ihnen zu diesem Zweck einen Handwagen. Wasser ist heute eines der Zahlungsmittel am Schwarzmarkt.

Wasser haben wir zufällig. Ich wohne in Pisárky, informierte ihn Kuba, nahe dem Wasserwerk, dadurch haben wir beizeiten einen Wink bekommen und uns damit eingedeckt.

Na, wie steht's, Jakub? Begleiten Sie mich bei der Suche nach dem Mr. Penicillin?

Wahrscheinlich schon, ja, abgemacht!, versprach er.

Nicht, nicht, stehen Sie noch nicht auf. Sie würden mir eine große Freude machen, mit mir zu Abend zu essen. Es wird zwar nur Stampfkartoffeln mit einem Stück Selchfleisch geben, dafür aber mit einer Gurke, einer echten, unverfälschten sauren Gurke, mein Freund, versprochen.

Sie haben hier slowakische Serviererinnen?, wunderte sich Kuba, als ihnen ein Mädchen in slowakischer Tracht die Stampfkartoffeln und einen Krug mit eiskaltem Wasser brachte.

Blödsinn, lachte Kostja, die hat sich nur Ihnen zu Ehren so ausstaffiert. Es ist eine der zwei Krankenschwestern, und sie stammt aus der Mährischen Slowakei, aus Uherské Hradiště. Sie hat ihre Schwesterntracht ausgezogen und ihren Kleiderschrank durchstöbert. Alles ist im Voraus abgesprochen und vorbereitet worden. Als ich Sie heute Morgen sah, beschloss ich, Sie für die morgige Suche zu gewinnen. Da habe ich Ihnen ein paar unvergessliche Genüsse bescheren müssen.

Als sie dann den echten Bohnenkaffee tranken, machte Kostja Kuba mit dem Betrieb des Laguschin-Sanatoriums bekannt. Abschließend fügte er hinzu: Ich habe nur die zwei Krankenschwestern hier, und sie sind pausenlos im Einsatz, beklagen sich aber nicht. Ihr Lohn besteht aus der Kost, sie können essen, so viel sie wollen, und zusätzlich lassen sie noch was in ihren Töpfchen mitgehen. Glauben Sie mir, lieber Jakub, wir werden uns einmal noch ganz gerührt an diese wilden Tage an der Zeitenwende erinnern.

Soll ich Ihnen ein Taxi bestellen?, scherzte er abermals.

Auf keinen Fall, beschied Kuba, ich denke, ich vertrete mir gerne ein wenig die Beine.

Ich sehe schon jetzt, wir sind das richtige Duo, lachte Kostja. Aber wenn ich Ihnen einen guten Rat geben darf, gehen Sie nur in ihren eigenen Fußspuren zurück. Dort, wo Sie unverletzt hergelangt sind, werden Sie unverletzt auch wieder zurückfinden, manche Straßen sind nämlich angeblich vermint. Die heutigen Okkupanten haben den künftigen einen feurigen Empfang vorbereitet.

Welchen künftigen Okkupanten? Von wem sprechen Sie da?

Nicht doch, ich habe nichts gesagt, winkte Kostja wieder mit der Hand. Gute Nacht, süße Träume.

Am Rückweg aus Židenice dämmerte es schon und es nieselte leicht, deswegen schritt ich schneller aus, aber kaum am Lažanského náměstí angelangt (überall lagen Blechschilder mit der Aufschrift Adolf-Hitler-Platz herum), konnte ich mich kaum mehr schleppen, weshalb mir ein Grüppchen, das in einem kleinen Park unter einer großen Eiche stand, gerade gelegen kam. Ich begriff, dass es Teilnehmer an einem Begräbnis waren. Ich stellte mich unter einen Ahorn unweit des Grüppchens, lehnte mich an den Stamm und beschloss, mich ein wenig auszurasen und während dieser friedlichen Zeremonie frische Kräfte zu sammeln.

Im Hintergrund zeichneten sich die Ruinen des vor Kurzem noch stolzen Deutschen Hauses ab, und vor ihm befanden sich bereits mehrere Gräber, vor allem von Rotarmisten, statt mit Kreuzen mit Roten Sternen gekennzeichnete Grabhügel. Der allerersten Kundmachung nach, die der eilends konstituierte Revolutionäre Nationalausschuss eilends hatte aushängen lassen, durfte in diesen Tagen in der Stadt nicht nur in Privatgärten, sondern provisorisch auch in allen Brünner Parks bestattet werden, damit Brünn sich der Unmengen Verstorbener entledigen könne, die sich jetzt überall ansammelten, zumal der Zentralfriedhof, Zentral genannt, weit weg am Ende der Stadt lag und keine Fahrzeuge mehr zur Verfügung standen. Unter einer Bedingung freilich, wie fett gedruckt in der Kundmachung stand, dass nämlich nur in mindestens zwei Meter tiefen Gruben bestattet würde, damit die Stadt nicht von der Pest heimgesucht werde. Ich glaube aber, dass das mit den zwei Metern nicht immer eingehalten wurde.

Ruhig, erfüllt von einem tiefen inneren Frieden, schaute ich der abendlichen Trauerzeremonie zu, die letztlich ähnlich wie die morgendliche Tauschbörse in der Bahnhofshalle von Kerzen, Taschenlampen sowie Spiritus- und Karbidlampen beleuchtet wurde.

Der Tag ging zu Ende, und ich wusste, dass durch die Begegnung mit Kostja soeben etwas sehr Merkwürdiges in meinem Leben angefangen hatte und dass es morgen unaufhaltsam so weitergehen würde. Zu meiner Überraschung verspürte ich eine stille Freude, wie sie mir lange nicht beschieden gewesen war. Obwohl ich ahnte, dass ich es lieber unterlassen sollte, zog ich aus Kostjas Päckchen eine Zigarette hervor, die in unserer jetzigen Welt den Wert einer Goldmünze besaß, und aus meiner Tasche die nicht minder kostbaren Streichhölzer, die ich dort noch von meiner morgendlichen Expedition in die Bahnhofshalle hatte. Ich presste mich richtiggehend an den Stamm des Ahorns und verbarg Zigarette und Streichhölzer unter meinem gesenkten Kopf. Als ich das Streichholzköpfchen an die Reibefläche hielt, zögerte ich aber.

In der Mitte des Grüppchens hielt jemand, etwas hastig herunterhaspelnd, eine Rede, ein Priester oder vielleicht einer von denen, die den Verstorbenen gut gekannt hatten, einer, der sich vielleicht noch vorgestern mit ihm über das sich abzeichnende Kriegsende gefreut und es gewagt hatte, bei dieser Gelegenheit schon eine bis jetzt sorgfältig versteckte Flasche Sliwowitz oder selbst gemachten Holunderweins zu öffnen. Ich strich das Streichhölzchen an, und obwohl ich den Kopf gesenkt hielt, war mir klar, dass mein Gesicht sich jetzt zwei oder vielleicht auch drei Lidschläge lang aus der Dunkelheit unter dem Ahorn herauslösen würde. Ich zog den Zigarettenrauch ein, und sofort wurde mir von dem ungewohnten Genuss und vom verdammt starken amerikanischen Tabak schwindlig, und hätte ich mich nicht an den Baum gelehnt, wäre ich getaumelt, und der Priester (oder wer immer das war) beendete dort gerade seine Ansprache, und irgendein Satzketzen drang bis zu mir herüber, etwas wie ... *die Beule rollt bergan* ..., woraus ich schloss, dass das Nikotin dieser starken Amizigarette jetzt in meinem Kopf Purzelbäume schlug.

Die Trauergäste begannen sich zu zerstreuen, und ich erblickte die Grube, in die nun einer der beiden hineinleuchtete, die bisher abseits der

Hinterbliebenen gestanden waren, vermutlich die Totengräber. Bevor sie sich jedoch ans Werk machten, schauten sie in meine Richtung, und mir wurde klar, dass der nicht mehr von der hohlen Hand geschützte glühende Punkt der Zigarette für sie eine Aufforderung darstellte. Um etwas dagegen zu unternehmen, war es schon zu spät. Sie kamen samt den Schaufeln auf mich zu. Und nun sah ich, dass es ein Totengräber mit einer kräftigen Totengräberin war, so einer Hünin, wie sie sogar der berühmte Ritter Smil, dem weiblichen Geschlecht sonst nicht abgeneigt, gefürchtet hatte wie der Teufel das Weihwasser.

Gesagt werden muss allerdings, dass ihnen an elementaren Anstandsregeln gelegen war, weil es der Totengräber war, der mir befahl, hübsch die Beine zu spreizen, und mich dann gründlich abtastete und meine Taschen filzte, während die imposante Totengräberin sich den Überrest meiner Zigarette ins Maul steckte. Sie nahmen mir das schlappe Päckchen mit den restlichen beiden Amizigaretten wie auch die Streichhölzer weg, und das Schächtelchen warfen sie einfach so in die Luft und fingen es, obwohl es stockdunkel war, wieder geschickt auf.

Braver Junge, sagte die Totengräberin, andernfalls hätten wir nämlich die Leichengrube hier vergrößern müssen, damit auch der Kleine hineingepasst hätte, und das hätten wir dann als beschissen empfunden, weil wir vom vielen Schaufeln heute schon erledigt sind.

Und danach schütteten sie das Grab zu und gingen.

Es hatte zu nieseln aufgehört, der Himmel klarte auf, und da sah ich deutlich die strahlendsten Sterne über Brünn. Oder waren das noch die Purzelbäume in meinem Kopf?

II

Die Nullzeit

Jindřich traf mit dem ersten Frühzug am Brünner Hauptbahnhof ein. Eigentlich noch vor dem Morgengrauen. Es gab nur das Licht von Sternen und die Irrlichter von Taschenlampen, weil jemand das E-Werk geplündert hatte. Und der Bahnsteig war unter Trümmern begraben. Nur die Geleise hatte man geräumt.

Er war nicht der Einzige, der mit einem Rucksack auf dem Rücken ausstieg. Über den Köpfen der Ankommenden zischte der Dampf, hinter ihnen heulte noch die Lok, und sie kletterten über die Trümmerhaufen und quetschten sich in die mit Menschen vollgestopfte Bahnhofshalle. Jindřich musste sich regelrecht durchboxen und spürte sofort, wie gierige Hände hinten den Rucksack abtasteten, sodass er ihn lieber abnahm und in den Armen hielt. Er wollte nur den Ausgang erreichen und seinen Weg nach Hause fortsetzen.

Er hatte bald verstanden, dass sich hier so etwas wie eine Markthalle befand. Die gleich ihm vom Land Eintreffenden hatten in Rucksäcken, Ranzen und Säcken irgendwelche Nahrungsmittel und begannen sie sofort flink zu tauschen. Er hingegen besaß nur so viel, wie er in den nächsten Tagen benötigen würde. Er kämpfte sich weiter zum Ausgang durch, als er sah, wie jemand im Marktgewimmel mit dem Licht der Taschenlampe eine Mädchenbrust aus der Dunkelheit herausgriff. Irgendeine junge Frau hatte eine ihrer Titten entblößt und bot sie in diesem Wechselgeschäft wahrscheinlich auch gegen Nahrungsmittel an. Eigentlich nichts Überraschendes, dass hier auch solche Frauenzimmer, Nachtfalter, waren und es unter den Artikeln, die hier zum Tausch standen, auch erotische